

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 229. Bromberg, den 6. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Saison ist am 12. Juni eröffnet worden.

Es ist erstaunlich, was Graf Ugo und seine Helfer aus Pulkenau gemacht haben.

Die Stadt ist nicht wiederzuerkennen. Viel Blumen zieren die Häuser, die sich in lichten, hellen Farben freundlich zeigen.

Ein kleiner reizender Park mit prächtigen Blumenbeeten ist um den Teich entstanden. Man hat für entsprechende Kähne gesorgt, sogar ein Miniatur-Segelboot ist vorhanden. Nächste Woche soll ein Motorboot kommen.

Alle möglichen Veranstaltungen sind geplant. Auf der kleinen Insel des Sees soll ein Fest stattfinden.

Der „Grüne Kranz" ist offiziell zum Kurhaus erklärt worden.

Graf Ugo wohnt in ihm.

Die Gäste strömen an. Ein mächtiger Betrieb setzt ein. Auch der Klub „Ambassadeur" versammelt sich.

Mit Kopfschütteln liest Frank in seinem Fremdenbuch. Was kommt da nicht alles nach Pulkenau!

Bankdirektoren, Direktoren großer Gesellschaften, Rechtsanwälte, prominente Schauspieler und Sänger, Angehörige des Adels, ehemalige Offiziere.

Der Wein- und Sekt-Konsum steigt wahnsinnig.

Es entwickelt sich ein glänzendes Geschäft. Frank kommt in den ersten Tagen nicht zur Besinnung. Er muß die Honneurs machen, und man muß es ihm lassen, das versteht er sehr gut.

Frau Antonie sorgt für eine gediegene Küche. Eine prima Köchin aus Berlin ist engagiert worden. Sie behält die ganze geschäftliche Organisation in den Händen. Um das Repräsentative kümmert sie sich nicht.

Dixi unterstützt den Vater, und das schöne Mädchen erregt die Aufmerksamkeit der Herrenwelt. Ihre Natürlichkeit und ihr munterer Witz entzücken.

Man findet sie scharmant, sogar die Damen bestätigen es, und das will etwas besagen.

Aber auch in den anderen Hotels und Wirtschaften ist tüchtiger Betrieb.

Überall aber wird gespielt. Überall haben sich kleine Gruppen zusammengetan, die Ekarté spielen.

Es geht teilweise um ziemlich hohe Summen.

Im Klub waltet ein Diener mit unergründlichem Gesicht, der streng darauf achtet, daß nur Herren, die die Karte haben, eintreten.

Frank macht auch dort seine Honneurs und ist befriedigt.

Auch dort wird vorläufig nur Ekarté gespielt. Und das ist ja erlaubt.

*

Der 20. Juni kommt heran.

Sehr zum Mißvergnügen der Stadtväter treffen 300 Mitglieder verschiedener Heimatschutzvereine ein.

Im „Ochsen" ist großer Betrieb.

Eine kleine Musikkapelle ist engagiert und sorgt für eine ausgezeichnete Unterhaltung.

Im großen Saale essen 300 Personen. Peter Lenz hat für ein ausgezeichnetes Menü gesorgt, das mit großem Beifall aufgenommen wird. Die Preise sind klein. Im „Ochsen" ist nichts von den übersteigerten Preisen des neuen „Kurorts" zu spüren. Das berührt angenehm. Das wirkt auf die ärmere Bevölkerung günstig.

300 Menschen freuen sich des urgewaltigen Nußbaums und des alten schönen Gasthauses, das er beschattet.

Und alle sind sie empört, als sie von den Plänen der Stadt hören. Ihnen erscheint der „Blaue Ochse" mit seinem alten Nußbaum als das einzig Schöne der kleinen Stadt.

Die Tagung geht vorüber.

Gegen Abend rüsten sich die meisten Teilnehmer zur Heimfahrt. Aber Oberlehrer Schwarze und etwa 30 Kollegen bleiben noch über den Sonntag, weil sie bei der Stadt vorstellig werden wollen.

Peter Lenz hat auf des Justizrats Anraten gegen die Stadt wegen der Enteignung Klage eingelegt, aber es ist darüber noch nicht entschieden worden.

Er ist etwas unruhig, denn er hat Nachricht durch Onkel Otto erhalten, daß die Stadtverwaltung mit Gewalt gegen ihn vorgehen will.

Am Montagmorgen telegraphiert er zum Gericht und bittet um Erlaß einer einstweiligen Verfügung, die der Stadt die Hände bindet.

Früh gegen 10 Uhr rücken Arbeiter, begleitet von den beiden städtischen Polizisten, an. Sie sind mit Sägen und Äxten bewaffnet und wollen dem Nußbaum zu Leibe gehen.

Die Heimatschutzbündler sammeln sich um den Baum und lassen keinen heran. Der Bürgermeister und der Kurdirektor erscheinen.

Ersterer hat einen roten Kopf und befiehlt, daß man mit Gewalt vorgehen soll.

Die Polizisten mit den Arbeitern zusammen drängen die Heimatschutzbündler zurück.

Schon scheint der Nußbaum, das Wahrzeichen der Stadt, verloren zu sein, schon sollen die Sägen in Tätigkeit treten und man treibt das Publikum zurück, trifft Sicherungsmaßnahmen. Da geschieht etwas, was alle erschrecken läßt.

Der alte Ochsenwirt Peter Lenz ist oben auf den Stufen zum Eingang erschienen. Er hat seinen Doppellader in den Händen und ruft mit starker Stimme über den Platz:

„Zurück! Wer meinen Nußbaum anrührt, den schieße ich nieder!"

Entsetzter Aufschrei der Menschen.

Alles weicht zurück. Die Arbeiter lassen die Sägen fallen und ziehen sich zurück.

„Das ist denn doch das Ärgste!" sagt Graf Ugo von Bossewitz zu Justus Kirsch. Der Bürgermeister kriegt einen roten Kopf vor Wut.

„Peter Lenz!" schreit er in großer Erregung. „Machen Sie keine Dummheiten! Die Interessen der Stadt verlangen es, daß Sie opfern müssen!"

„Ich will nicht opfern! Der Nußbaum bleibt! Erst muß meiner Klage stattgegeben sein, dann läßt sich weiter darüber reden. Ich spaße nicht! Geben Sie Auftrag, daß die

Leute abrücken! Das Gericht soll entscheiden! Ich beuge mich seinem Entschlusse! Das erkläre ich jetzt."

„Geben Sie nicht nach!" redet Graf Ugo dem Bürgermeister zu. „Die Gerichtsentscheidung kann auf Jahre hingeschleppt werden. Die Entwicklung Pulkenaus verlangt den Platz!"

Justus Kirsch fühlt sich stark.

„Keinen Tag länger warten wir, Herr Lenz! Wenn Sie sich nicht sofort zurückziehen, dann lasse ich Sie wegen Bedrohung der öffentlichen Sicherheit und Widerstands gegen die Staatsgewalt verhaften."

Die Bürger stimmen zu. Alles ist gegen den Ochsenwirt.

Peter Lenz bleibt ganz ruhig und lacht dröhnend auf.

„Verhaftet man, Bürgermeister! Dazu gehören zwei! Wer den Baum anrührt, kriegt die Kugel!"

„Los, Wachtmeister Stolle... verhaften Sie Peter Lenz!"

Der alte Wachtmeister weiß nicht recht, was er tun soll. Er weiß, ein so guter Kerl Peter Lenz ist, zu spaßen ist mit ihm nicht. Bei ihm gilt ein Wort für drei!

Da bekommt die ganze Angelegenheit eine sensationelle Wendung.

Ein Herr drängt sich durch die Menge und geht auf den Bürgermeister zu.

„Herr Bürgermeister Kirsch!"

„Der bin ich!"

„Gestatten, Regierungsrat von Giese vom Kultusministerium in Berlin. Die Heimatschutzverbände haben sich an das Kultusministerium gewandt mit der Bitte, ein einzigartiges Naturdenkmal zu schützen . . .!"

„Das ist unerhört!"

Der Regierungsrat lächelt kühl-ironisch.

Dann blickt er empor bis zur Krone des alten Nußbaumes.

„Ein schöner, alter, sehr alter Baum! Ein Staatskerl ...das Wahrzeichen Ihrer Stadt! Wenn ich nicht irre, haben Sie den Nußbaum sogar in ihrem Wappen?"

„Das schon, aber die Entwicklung der Stadt verlangt, daß der Baum fällt und auch das Gasthaus zum „Blauen Ochsen". Das Gasthaus soll zehn Meter zurück neu aufgebaut werden."

„Die Entwicklung der Stadt erfordert es, sagen Sie, Herr Bürgermeister. Ich kann das nicht beurteilen, wieweit das stimmt. Aber ich handele dem Auftrag meines Chefs, des Herrn Ministers gemäß, wenn ich verfüge, daß die Stadt die gerichtliche Entscheidung abwartet, ehe sie eine gewaltsame Fällung des Baumes und Enteignung des ältesten Gasthofs der Mark durchführt."

„Wir stemmen uns mit aller Energie dagegen, Herr Regierungsrat!" fällt Graf Ugo ein.

„Mit wem habe ich die Ehre?"

„Ugo von Bossewitz!"

„Angenehm!"

„Wir stemmen uns dagegen. Ich als Kurdirektor und Generaldirektor der Bad Pulkenau A.-G. betone, die Entwicklung der Stadt Pulkenau als Bad hat so spontan eingesetzt, daß der beengte Markt direkt hindernd wirkt. Wir brauchen Raum! Überzeugen Sie sich doch selbst, Herr Regierungsrat, der Markt ist zu klein. Die Wagen haben keinen Platz zum Parken. Es ist beabsichtigt, den Markt durch architektonisch schöne Gebäude zu zieren, wie es zum Beispiel die neue Stadtbank und das Apothekerhaus sind."

„Sehr nett . . . wirklich sehr nett, aber nicht mehr, Herr von Bossewitz. Dieser Nußbaum ist aber von einer unvergleichlichen Schönheit. Haben Sie keine Augen dafür, daß er dem Markt eine ganz besonders charaktervolle Note gibt? Gerade diese Mischung zwischen alter und neuer Zeit wirkt reizvoll. Ich muß jedenfalls darauf bestehen, daß Gewaltmaßnahmen unterbleiben! Ich warne Sie, meine Herren, es kann Ihnen sehr teuer zu stehen kommen."

Da gibt der Bürgermeister den Arbeitern und der Polizei Auftrag, sich zurückzuziehen.

Die Bürgerschaft ist riesig aufgeregt.

*

Regierungsrat Giese hat sich nach einer unerquicklichen Auseinandersetzung mit dem Bürgerparlament entschlossen, den Ochsenwirt aufzusuchen.

Der drückt ihm sehr, sehr dankbar die Hand, und die Heimatschutzbündler schließen sich begeistert an.

„Sie sind zur rechten Zeit gekommen, Herr Regierungsrat!" sagt Peter Lenz ernst.

„Hätten Sie wirklich geschossen, Herr Wirt?"

Sehr ernst sind Peters Züge. Schwer sagt er: „Ich... glaube... ja! Es ist mein Baum, Herr Regierungsrat! Mir ist, als sei er ein Stück von meinem Leben. Sein Rauschen drang zu mir, als ich ein Kind in der Wiege war, immer war's um mich, in guten und schlechten Tagen, in Schmerzen und Freuden. Da wächst man zusammen!"

„Ich verstehe Sie, Herr Lenz!"

„Und... es ist doch... nicht nur ein beliebiger Baum. Er ist wie ein Recke der Vorzeit, es ist, als habe er alle Kraft vergangener Jahrzehnte in sich aufgespeichert. Den Baum kann Gott, aber den können Menschen nicht fällen."

„So fühl' ich auch, Herr Lenz! Geben Sie mir Ihre Hand! Sie sind noch einer von den alten aufrechten Deutschen, die im Tempo der Zeit nicht Herz und Seele eingebüßt haben."

„Wahrlich nicht, Herr!"

*

Am Abend geht's im „Ochsen" hoch her. Es ist eine frohe, lustige Stimmung, die alle mitreißt. Rudi singt wieder einmal, und alle freuen sich seiner schönen Stimme.

Magda Burgemeister läßt ihren Humor leuchten. Alle haben sie gern und scheinbar der Rudi auch ein bißchen.

Da erscheint plötzlich Onkel Otto mit Sack und Pack.

Peter empfängt ihn.

„Otto... Otto... wieder ausgezogen? Schön willkommen!"

„Jawoll! Ich habe mich mit dem Theodor gekracht! Aus ist's!"

„Wie ist denn das gekommen?"

Onkel Otto zwinkert vergnügt mit den Augen und sagt: „Das erzähle ich dir nachher! Jetzt muß ich dich erst fragen . . . nimmst du mich auf?"

„Wie kannst du nur fragen, Otto! Hast du dich endlich besonnen? Ich wußte doch, daß du kommen würdest! Dein Zimmer habe ich frei gehalten."

„Du bist ein guter Kerl, Peter!" sagt Onkel gerührt.

Rudi nimmt ihm das Gepäck, Hut und Mantel vom Arm ab und schafft die Sachen aufs Zimmer. Otto setzt sich mit an den Tisch.

„So, mein lieber Otto, jetzt erzähle mir aber einmal Ich bin bloß froh, daß du nicht noch die Reise zu dem Nolte fortgesetzt hast."

„Da war ich schon, aber Noltes holde bessere Hälfte hat mir die Tür vor der Nase zugeschlagen. Wir haben keinen Platz! War sehr nett!"

„Herrgott im Himmel, sind denn alle drei Lumpengesindel?"

Onkel Otto nickt ein wenig trübselig. „Scheint so, Peter! Jetzt sind sie alle ganz verrückt. Die ganze Stadt lebt ja wie in einem Rausch. Aber das kann ich dir sagen . . . es wird ein schlimmes Erwachen geben."

„Wie meinst du das?"

„Verstehst du, daß sich dieser tüchtige Kerl Ugo von Bossewitz ausgerechnet um Pulkenau bemühen muß?"

„Nee, das verstehe ein anderer!"

„Da muß doch die Sache einen Haken haben!"

„Sicher! Hast du eine Ahnung?"

„Ich habe eine Ahnung! Ich will dir was erzählen. Ich hatte mal einen guten Freund, war ein heruntergekommener Adeliger und war bei mir Faktotum. Der starb nach drei Jahren bei mir an Lungenentzündung."

„Was war mit ihm?"

„Der hieß und war . . . Ugo von Bossewitz!"

Peter schüttelt voll Staunen den Kopf.

„Das verstehe ich nicht! Solls zwei Menschen geben, die beide Ugo von Bossewitz heißen?"

„Bestimmt nicht... es gibt nur zwei Möglichkeiten! Entweder war mein Freund ein Schwindler, der den Namen zu Unrecht trug . . . oder dieser Generaldirektor ist einer!"

„Das ist sehr interessant!"

„Nicht wahr? Zufall spielt oft gut mit. Diesen Bossewitz hier habe ich noch nie gesehen. Er ist zweifellos ein eminent gescheiter Mann, er kann was. Das imponiert mir einerseits. Aber... meine Augen werde ich aufbehalten! Das ist ein Fall für mich! Ich muß rauskriegen... warum geht dieser Mann ausgerechnet nach Pulkenau."

(Fortsetzung folgt.)

Menschenfeinde.

Von Geh. Sanitäts-Rat Dr. Albert Moll-Berlin.

Von Zeit zu Zeit erschüttert ein Entrüstungssturm das Volk. Das Ungeheuer einer verbrecherischen Tat, die Grausamkeit eines Verbrechers, die Vielfältigkeit seiner Taten, die große Zahl seiner Opfer lassen den Bürger nicht zur Ruhe kommen. Man denke an die Taten Sternickels, dem sich in späterer Zeit Kürten an die Seite stellt. Jedes Mitgefühl sehen wir fehlen. Wie eine Zielscheibe auf einem Rummelplatz betrachtet der Täter, auf ein unschuldiges Kind die tödliche Kugel sendend, sein Opfer. Die Tränen, die die Mutter vergießen wird, lassen ihn gleichgültig. Alle Sorgen, die der Vater für seine Kinder aufgewendet hat, gelten ihm nichts.

Massenverbrecher bleiben keineswegs immer bei derselben Verbrechensart stehen. Wohl mag der Lustmörder, der bei der Ermordung eines kleinen Kindes Erregung fühlt, schon häufiger eine gleichartige Tat begangen haben, aber das ist keineswegs allgemeine Regel. Es gibt Täter, denen die Tat gleichgültig ist, und die nur von dem inneren Drange, eine gesellschaftsfeindliche Tat zu begehen, getrieben werden. Instinktiv sagt das Volk, der Täter könne unmöglich geistig gesund sein. Ein Mann, der nicht etwa um Geld zu rauben, mordet, oder um sexuelle Gelüste zu stillen, eine Tat begeht, kann, so sagt der Bürger, geistig unmöglich gesund sein. Der auffallende Widerspruch: Je schauerlicher die Tat, um so größer die Entrüstung und der Schrei nach Rache, aber auch um so größer die Wahrscheinlichkeit, daß der Täter geisteskrank ist, ist mit Recht wiederholt Gegenstand wissenschaftlicher und populärer Diskussionen gewesen. Der eine sieht im Täter den gemeingefährlichen Geisteskranken, der andere das menschliche Ungeheuer.

Im Jahre 1835 hat Prichard eine Krankheit beschrieben, die er moral insanity nannte, und die Franzosen haben mit dem Namen Folie raisonante eine Krankheit bezeichnet. Die Psychiater beider Staaten meinten damit ungefähr dasselbe, und zwar eine Geisteskrankheit, bei der die Verstandestätigkeit des Befallenen nicht betroffen ist, die vielmehr im wesentlichen durch einen Ausfall des Gefühlslebens gekennzeichnet ist. Ähnlich wie beim Farbenblinden die Fähigkeit, bestimmte Farben wahrzunehmen, fehlt, so gäbe es geistige Störungen, bei denen die intellektuellen Fähigkeiten intakt sind, die Möglichkeit aber, zu fühlen, Mitleid zu haben, fehlt.

In Deutschland haben die Psychiater die moral insanity in der Wissenschaft kaum anerkannt, im Volke allerdings an ihr Bestehen oft geglaubt. Man benutzte für diesen Zustand den englischen Ausdruck moral insanity, aber die Psychiater sahen hierin keine Krankheit, sondern glaubten, bei genauerer Untersuchung doch einen intellektuellen Defekt finden zu können und rechneten dann diese Affektionen zur Imbezillität, d. h. zum Schwachsinn; sie glaubten, daß lediglich die Unfähigkeit, das Unmoralische ihres Handelns zu erkennen, das Wesentliche der Krankheit sei. Wenn man imstande war, eine Minderung der Intelligenz nachzuweisen, haben die deutschen Psychiater einen gewissen Grad von Schwachsinn angenommen und ihm diese Krankheit zugerechnet. Jedenfalls aber glaubten sie, wenn bei genauester Untersuchung jeder Intelligenzmangel fehlte, von einer Krankheit überhaupt nicht sprechen zu dürfen, sondern einen kriminellen Seelenzustand erblicken zu sollen. Man wird zugeben müssen, daß es eine Frage subjektiver Auffassung ist, ob man einen Zustand dem Verbrechertum oder der Geistesstörung zurechnet. Man wird sich allerdings von dem Glauben freimachen müssen, daß wir überhaupt imstande seien, geistige Gesundheit und Geisteskrankheit, Geisteskrankheit und Gefühlsdefekt scharf voneinander scheiden zu können. Wie wenig dies gelingt, sehen wir vor Gericht, wo so oft der eine Sachverständige den Fall schon zur Geistesstörung, der andere ihn für geistig gesund erklärt, obwohl beide die kriminelle Seite dabei erkennen und in der Meinung, daß es sich um einen kriminellen Menschen handelt, einig sind. Immerhin ist die Frage, daß es solche gesellschaftsfeindlichen Elemente unter den Menschen gibt, als Tatsache nicht bestreitbar. Bei manchen finden wir, daß sie von Kindheit auf zu solchen asozialen Handlungen neigen. Man wird mitunter durch geeignete Erziehung imstande sein, die weitere Entwicklung zur Tiefe zu hindern. Die Fürsorgeerziehung, über deren Erfolglosigkeit oft geklagt wird, ist keineswegs in allen Fällen so aussichtslos, wie von Laien angenommen wird. Es soll auch nicht verheimlicht werden, daß manche, die sich als Kinder vollständig gesellschaftsfeindlich zu entwickeln schienen, später keineswegs die Entwicklung fortsetzten. Ich habe genügend Fälle gesehen, wo Kinder zu den schwersten Verbrechen neigten, zur Ermordung von Geschwistern oder Eltern, und die andere schwere Verbrechen begingen: Einbrüche bei Nachbarn und Verwandten, ohne dabei einen Vorteil zu erwarten, und die sich dann später doch zu guten Wesen entwickelten. Ein bekannter Künstler hat mir von seinen Jugenderlebnissen berichtet, die u. a. darin gipfelten, daß er bei Freunden seines Vaters schwere Ladeneinbrüche verübte. Während die Angehörigen bei fröhlichem Kartenspiel zusammensaßen, hatte er sich nach genauer Auskundschaftung der Lage zur Ladenkasse begeben und, ohne daß jemand etwas von dem Nachschlüssel bemerkte, ihr eine große Summe entnommen. Hatte er hier auch einen Vorteil, so gab es andere Verbrechen, bei denen ihm jeder Vorteil fehlte, z. B. bei der Hinschlachtung von Hühnern und Hunden, die dem Nachbar gehörten, und die er unbemerkt, ohne daß man ein Motiv entdecken konnte, hinschlachtete. Als er schließlich als Täter festgestellt wurde, konnte trotz eifrigsten Nachforschens kein Motiv gefunden werden, aber das Merkwürdigste war, daß er sich zu einem braven Bürger entwickelt hat, dem zahlreiche Ehrenämter zufielen. Es ist eine falsche Annahme, zu glauben, daß zwangsartig in diesem Falle die Entwicklung nach der Verbrecherlaufbahn erfolgte, und so häufig auch dies der Fall sein mag, so ist es doch ein Irrtum, eine Wandlung für unmöglich zu halten. Der Fachmann wird mitunter entscheiden können, ob sich der Fall zu einer Besserung eignet, welche Erziehungsart angebracht ist. Manche menschliche Tragödie würde, wenn die Angehörigen solche Fälle ohne Sentimentalität betrachteten, zweifellos verhindert werden.

Im Scheinwerferlicht.

Skizze von Friedrich Sailler-Schierbrok.

„Das ist ja albern, Fräulein Rilke", sagte der etwa fünfunddreißigjährige Dr. Weiß im Schulatelier für Statistinnen, das der Filmkonzern nahe dem Neubabelsberger Gelände unterhielt.

„Einen Ton haben Sie!" entgegnete die Angesprochene und schnippte gemacht verächtlich mit ihren reizenden Schultern. Sie kämpfte zwischen Trotz und Tränen.

„Rauh, aber herzlich", brummte einer der mitwirkenden Statisten, denn es war allgemeines Gerede, daß Dr. Weiß, der Schulungsregisseur, mit Irene Rilke sich besondere Mühe gab

In diesem Augenblick tönte der Gong, die Lampen flammten auf, und die Übungsszene nahm ihren Fortgang. Mitten im Kegel des weißen Lichtes stand die zwanzigjährige Statistin. Ihr kupferfarbenes Haar flimmerte bei jeder Bewegung, als sie mit leicht geneigtem Haupte zum zehnten Male den Gang über die Stufen des indischen Tempels antrat. Dr. Weiß sah sofort, es wurde auch diesmal nichts. Die Rilke verlor, so oft sie in das Scheinwerferlicht trat, alle natürliche Anmut und mimte gezierte Bewegungen. Er stand vor einem Rätsel. Sein Kollege Marlowski hatte zehn Eide geschworen, daß sie diesen kurzen Opfergang weit besser spielen würde als irgend eine der verfügbaren Darstellerinnen. Er hatte es selber geglaubt, während er ihr die Szene erklärte, denn merkwürdigerweise formte sich ihr Körper schon unter seinen schildernden Worten, ihre Schultern sanken nach vorn, ihr Nacken beugte sich unter der Schwere des Opferganges, an dessen Ende die Entkleidung folgen sollte. Die schlaff herabhängenden und unnatürlich lang wirkenden Arme drückten ergreifende Ergebung in ihr Schicksal aus. — Und nun bei offenem Spiel bot sie unbelehrbar diese Verzerrung!

Dr. Weiß pfiff entschlossen ab. „Wir machen Schluß für heute! Morgen früh um acht Uhr wieder antreten! Fräulein Rilke bitte ich zu mir in das Kontor."

Heiße Röte schoß in ihr weißes Gesichtchen. Sie konnte es nicht hindern, daß ein paar große Tränen über ihre

Wangen herab kollerten. Diese Aufforderung konnte nichts anderes bedeuten, als daß ihr Dr. Weiß die Szene entzog.

Er ging voran, und sie folgte. Hätte er zurückgesehen, wäre er noch viel überraschter gewesen als vorhin von dem Mißerfolg. Hinter ihm schleppte sie sich in einer Haltung, die im Spiel seine größten Erwartungen erfüllt hätte.

Im Zimmer schob er ihr einen Sessel hin. Sie hatten bis jetzt noch kein Wort gesprochen. Es kostete ihn Mühe, den Anfang zu finden. Mühsam gewann das Mädchen inzwischen etwas Haltung. Sagte schnell und leise: „Machen Sie es kurz, Doktor. Sie wollen mir die Szene nehmen."

Er blieb vor ihr stehen. „Was soll ich denn tun?" stieß er hervor. Er war auf sich selber wütend, daß es ihm so schwer fiel, die entscheidenden Worte zu sprechen. Was ging es ihn denn an, wenn das Mädchen etwas nicht konnte? „Ich verstehe Sie einfach nicht. Nun kenne ich Sie schon ein halbes Jahr und freute mich immer, wenn ich Sie aus der Masse der Statisterie zu Einzelaufgaben herausziehen konnte. Und diesmal versagen Sie gänzlich."

Irene Rilke sagte immer noch nichts. Es mußte ein Ende gemacht werden. „Es tut mir leid", würgte er hervor, „ich muß umbesetzen. In drei Tagen soll die Szene fix und fertig sitzen."

„Ja", entgegnete sie tonlos und erhob sich. Es fiel ihr schwer, furchtbar schwer, sich auf die Füße zu stellen. Weit, weit entfernt sah sie verschwommen ihr eigenes Verwundern stehen, daß sie so ewig lange dazu brauchte. Sie bemerkte noch, Dr. Weiß sprach wieder, aber sie verstand nichts mehr.

Er vermochte sie gerade noch aufzufangen. Sorgsam ließ er sie in den Sessel zurückgleiten. Das Herz schlug ihm vor Aufregung. Verwunderlich eigentlich, denn es war nicht das erstemal, daß eines der Mädchen nach einer Absage ohnmächtig wurde oder Ohnmacht vortäuschte. Er hatte in solchen Fällen bisher einfach immer geklingelt, dann war ein Sanitäter gekommen und hatte alles weitere besorgt. Aber heute ging das nicht. Er dachte mit Schrecken daran, daß ja heute keine planmäßige Probe war und sich außer ihnen keine Seele mehr im Atelier befand. Was nun? Auf dem Sessel lag die Handtasche des Mädchens. Hastig öffnete er sie und suchte. Bald hatte er das Fläschchen gefunden. Er netzte ein Tuch und betupfte der Ohnmächtigen damit das Gesicht.

Nach einer Weile kam sie wieder zu sich. Sie wußte sofort, was gewesen war. Wie eine Katze fauchte sie ihn an: „Die Szene will ich gar nicht mehr! Und es ist abscheulich von Ihnen, Doktor, daß Sie nun denken, ich hätte die Ohnmacht gemimt."

Er mußte lächeln. Sein ausgeprägt männliches Gesicht wurde davon so jung, als wäre er gerade hinterm Abitur. Sein Lächeln entwaffnete. Es nahm auch den Zorn des Mädchens augenblicklich weg. Verwundert sah es ihn an. „Wer", schoß es Irene Rilke durch den Sinn, „hat unsern ernsten Dr. Weiß schon einmal lächeln sehen?"

Er lächelte auch jetzt noch: „Ich glaube es ja gar nicht, liebe Rilke; so, nun seien Sie aber vernünftig, da nebenan steht ein Divan, legen Sie sich ein paar Minuten hin, dann fahre ich Sie nach Hause. Haben Sie Angehörige hier?"

„Ich habe in der Stadt ein Zimmer gemietet. Aber da ich doch augenblicklich nichts mehr zu tun habe, möchte ich zu meiner Mutter fahren, die etwas weiter draußen wohnt."

„Gut, das macht nichts aus. Jetzt legen Sie sich erst mal hin!" Gehorsam folgte sie. Was sollte man tun, wenn Dr. Weiß sogar lächelte?

Als der Regisseur wieder in sein Zimmer zurückkam, setzte er sich in den Sessel und dachte angestrengt nach. Dann seufzte er, kam aber nicht darauf, warum er geseufzt hatte. Endlich erhob er sich. Als er sich dabei mit der Hand aufstützte, fühlte er ein Stück Papier, das sich in die Falte zwischen Lehne und Sitz geklemmt hatte. Er zog es gedankenlos heraus. Er las es sogar. Dann erst wurde er sich dieser Ungehörigkeit bewußt, denn es war ein angefangener Brief, der vorhin bei seinem heftigen Öffnen der Handtasche herausgefallen sein mußte. —

Irene wartete im Nebenzimmer. Aus den paar Minuten war schon eine Viertelstunde geworden. Sollte sie eintreten und sich verabschieden? Sie zauderte. Es war schön, hier nebenan zu warten. Sie schloß die Augen.

Plötzlich stand Dr. Weiß im Zimmer. „Fühlen Sie sich besser?"

Irene erhob sich. Ihr erster Blick galt seinem Gesicht, nein, er lächelte nicht mehr. „Danke, ja."

„Fühlen Sie sich kräftig genug, um eine kleine Leseprobe mitzumachen?"

Erstaunt, aber voll freudiger Hoffnung bejahte sie. Sie gingen in sein Zimmer hinüber.

„Bitte, stellen Sie sich hierher! Ich lese vor, nud Sie versuchen mimisch dem Inhalt nachzugehen. Es handelt sich darum, daß ein Maler ein Modell sucht. Das Mädchen, das er auswählt, gewinnt ihn lieb. Die Szene (Dr. Weiß hob ein Buch hoch): Am Tage, als die Sitzungen beginnen sollen, sagt das Mädchen zu seiner Mutter:

„Ich **kann** es nicht, Ma, ich kann es nicht! Jedem anderen, wenn es sein muß, will ich stehen, aber vor ihm schäme ich mich zu Tode, denn ich habe ihn lieb, Ma." Er hörte zu lesen auf und sah zu ihr hin.

Das Mädchen war natürlich bleich geworden. Seine großen Augen starrten ihn entsetzt an. Dann stürzte es zu ihm hin, riß ihm das Buch und den dahinter gelegten Brief aus der Hand. Kein Laut kam über seine Lippen, obwohl der Mund wie zum Schrei offen stand.

Dr. Weiß, sah, was er angestellt hatte, er war tief erschüttert und schämte sich. Er faßte die abwehrend ausgestreckte Hand und sagte: „Verzeihen Sie, Irene, ich war plump. Halten Sie es mir zugute, daß ich im Leben so ungeschickt bin wie Sie heute im Scheinwerferlicht."

Leise fragte sie, obwohl sie es wußte: „Sie haben gelesen, was ich meiner Mutter schrieb?"

„Ja, unwillkürlich. Nun verstand ich Sie erst. Es hat mich erschüttert. In mir brach etwas auf, das ich bisher nur dumpf empfand. Ich habe eine Bitte, Irene."

Mutig lächelte sie ihm zu: „Sie haben eine Bitte?" Sie wußte sie bereits. Damit kann man Frauen nicht überraschen.

Er suchte Worte und fand sie nicht. Sogar seine Haltung war mühsam. Sie konnte sich die kleine Genugtuung nicht versagen: „Jetzt fallen **Sie** bloß nicht in Ohnmacht, Doktor."

Da fand er sein Lächeln. „Keine Angst! Sie sehen aber, daß es nötig ist, unter den Jupiterlampen der Wirklichkeit **mir** zurecht zu helfen. Fangen Sie heute noch damit an, Irene, und stellen Sie mich Ihrer Frau Mutter vor!"

Sie lachte hellauf. „Gerne", entgegnete sie, „aber erst will ich Ihnen zeigen, wie diese Szene natürlich hätte gespielt werden müssen."

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und küßte ihn.



Bitter.



„Was ist denn Ihr Sohn, wenn er ausstudiert hat?"
„Ein alter Mann!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.